

Wider die Unfähigkeit zu trauern

Von Theodor Weißenborn

I.

Liegen des Nachts in leichtem, oft gestörtem Schlaf, immer gewärtig, Muttehens Hilfe-
ruf zu hören. Mit zweiundsiebzig noch den Dienst ausüben, Deutsch, Geschichte, Eng-
lisch, fünf Stunden Schlaf erhaschen, Muttchen pflegen. Muttchen entschlacken, füt-
tern, waschen, kämmen, aufrichten und betten, in großen Pausen schnell nach Mutt-
chen sehn. Zehn Jahre, zwölf und fünfzehn Jahre Muttchen pflegen. Seit fünfzehn Jah-
ren wissen: Muttchen hat MS, die Kinder sind erwachsen, leben auswärts, ich muß
Muttchen pflegen. Kurzsichtig, stolperigen Schritts mit Einkaufsnetzen in die Schule
gehn, Gcspött der Schüler sein und Möppi heißen. Dies alles tragen in Geduld. Fried-
fert'gen Geistes sein. Im Herzen bluten. Nur noch in Unterstufenklassen unterrichten,
Muttchen pflegen. Selbst erkranken und sich sorgen, wer dann Muttchen pflegt. Nach
kurzer Krankheit sterben, kurz zuvor den letzten Willen äußern, mit Hilfe des Kollegen
Detering ein Testament aufsetzen, verfügen noch, daß es am Tag vor der Beerdigung
durch den Direktor in der Schule vorgelesen werde, und das den Wortlaut hat:

»Liebe Schüler,

ich war fünfundvierzig Jahre im Schuldienst tätig und habe mich bemüht, ein guter
Lehrer zu sein. Ich war nicht ohne Fehler, und wenn ich einem von Euch Unrecht tat,
so bitte ich ihn, mir diese Schwäche nachzusehn. Meine Frau leidet – was Ihr nicht
wissen konntet – seit fünfzehn Jahren an Multipler Sklerose, und ich habe sie in dieser
Zeit ohne fremde Hilfe gepflegt. In den letzten Jahren bin ich Euch in zunehmendem
Maße zum Gespött geworden. Ich verlor eine Autorität, die ich nie erstrebt habe, und,
was schwerer wiegt, die Würde meiner Person. Versteht daher meine folgende Er-
klärung nicht als einen Akt der Rache, sondern als eine Entscheidung, die die Selbst-
achtung mir gebietet: Kein Schüler soll an meiner Beerdigung teilnehmen. Und lernet
hieraus, was daraus zu lernen ist.

Ich wünsche einem jeden von Euch, daß ihm ein glücklicherer Lebensweg beschie-
den sein möge als mir, und ich bin einem jeden von Euch freundlich gesinnt.

Bernhard Stragholz«

II.

Und überleben. Fünfundneunzig Jahr alt werden, sitzen inmitten Kindern, Enkeln,
Urenkeln mit freundlichem Gesicht und nicht verstehen, was sie sagen. Schließlich auf
Einladung, da das Klavier anhebt, aufhorchen und erkennen, glücklich sein und, aber-
mals ermuntert, mit brüchiger Stimme singen: »Im schönsten Wiesengrunde / steht
meiner Heimat Haus [...]« Und essen wollen, essen, immerzu nur essen. Suppen- und

andre Speisereste, der Not vorsorgend, unbewacht und rasch, daß keiner es bemerke, mit Löffel oder Gabel in die Schublade des Nachttischs kehren. Bewahren noch Erinnerung an Kindertage, Milch und Honig, mit Puppen spielen, Puppen herzen und mit fünfundneunzig Jahren beten: »Ich bin klein, / mein Herz ist rein, / soll niemand drin wohnen / als Jesus allein.«

III.

Liegen in der Endphase, da das Uteruskarzinom Gestank verbreitet, im ehemaligen Kinderzimmer der inzwischen erwachsenen, in Augsburg verheirateten Tochter, neunzig Pfund wiegen, gieren nach Morphin, zu schwach sein, aufzustehn, und warten, immerzu nur warten von einem Besuch der Krankenschwester, die die Spritzen gibt, zum nächsten, die Zeit nicht mehr nach Stunden, nur nach Spritzen zählen, liegen des Abends und die Schelle hören, hören die Stimme der Nachfolgerin fürs Ehebett – sie ist Friseurin im Citycenter –, im Wohnzimmer gleich nebenan ihre und seine Stimme hören. Hören, wie sie einen Urlaub auf Mallorca planen (der früher stets zu teuer war). Hören, wie die Wohnung umgestaltet wird, wie Männer, Transporteure kommen, neue Möbel bringen (die man nicht mehr sehen wird, auch nicht zu sehen braucht), hören, wie die alten Möbel, die so alt und dürrig wie die Ehe, diese Ehe sind, zerbrechend über Schwellen kreischen, abgeholt, hinaus- und fortgetragen werden, Sperrmüll, alter Plunder, alles unnütz, wertlos, wie entrümpelt wird, hören, wie die Küche neu gekachelt wird (was stets zu teuer war), noch vierzehn, noch acht Tage nur zu leben haben und zu wissen, daß sie ungeduldig sind, schon planen für die Zeit danach, es kaum erwarten können. Dies alles wachen Sinns erlauschen, registrieren im erlöschenden Bewußtsein und im Herzen fühlen, liegen ohne Regung schließlich, ausquartiert, hinausgeräumt und im Erkalten reich um die Erfahrung, nicht geliebt zu sein.

IV.

Und schreiben:

»Mein teurer Freund!

Diesen Brief zu schreiben fällt mir sehr schwer. Doch muß es sein, ich habe keine Wahl. Die Krankheit meiner Frau ist fortschreitend und schlimmer als gedacht. Der Arzt sagt, es handelt sich um einen geschwürigen Zerfall der Gebärmutter. Sie leidet entsetzlich, und es gibt keine Rettung mehr. Ich bitte Sie um Geld. Ich brauche 300.– Francs, um nur die wichtigste Arznei zu kaufen, schmerzlindernde Mittel, die sehr teuer sind. Die Ausstellung in Nîmes hat den erhofften Erfolg gebracht, die in Cannes die Kosten nicht gedeckt. Leroux schuldet mir 500.– Francs und zahlt nicht. Ich habe das Leinen und die Farben für das Ihnen zugesagte Großformat, 2 x 2 m, auf Kredit gekauft. Depeschieren Sie das Geld. Gott segne Sie!

Der Ihre
Claude Monet«

V.

Geschirr zerbrochen haben. Nach der Schelte, nach den Ohrfeigen geängstigt und mit heißem Herzen lange wach im Bett liegen und überlegen, was man tun kann, um die Mutter zu versöhnen, ihre Liebe zu erlangen, ihrer Liebe wert zu sein. Früh aufstehn und auf leisen Füßen in die Küche gehn, den Frühstückstisch zu decken, um sie zu erfreun. Verhöhnt werden mit der Bemerkung, hier habe wohl jemand etwas gutzumachen. Hierauf Kakao verschütten und gescholten werden. Den Lappen holen müssen. Im Zorn die Tür zuschlagen. Daraufhin geschlagen werden und die Tür zehnmal nacheinander ganz leise öffnen und schließen müssen. Sagen: »Jetzt langt's mir aber!« In der Ecke stehen müssen, eine halbe Stunde lang, der Schandecke, die Wand betrachten und verstohlen mit den Fingernägeln die Tapete kratzen, den Putz zerbröseln, daß im Lauf der Zeit ein Loch entsteht, das lange zeugt von einer Kindheit. Kein Widerwort mehr wagen, sich einrichten in einer Daseinsecke, Gesicht zur Wand, Befehl befolgen und SS im Rücken, Wand vor Augen, auf Partisanen, Männer, Frauen, Kinder schießen. Am Leben bleiben, nachts nicht schlafen können und mit siebzig noch, nach einem Schnaps, nach einem Bier, jedwedem Fremden in der Kneipe sagen, man sei ein Feigling, habe mitgeschossen, und öffentlich an Theken stehn und weinen.

VI.

Seit Jahren Schmerz verspüren, im Rücken, Darm, Schmerz an der Wirbelsäule, der sich steigert, rast, und keinen Arzt aufsuchen, nichts verlauten lassen, niemandem sich anvertrauen. Den schwarzen Kot betrachten, ahnend das Verhängnis, und in den Paroxysmen des Schmerzes sich an die Wand anlehnen, die Stelle zwischen Tür und Kleiderschrank, die Hände hohl zur Mulde eines Schoßes formen, den Kopf darin verbergen und sich pressen an das Mauerwerk, so daß im Lauf von Jahren dort ein Fleck entsteht aus Talg und Atemdunst, ein brauner Fleck, und eines Tages, da die Frau sich wundert, da sie fragt, wie bloß der Fleck dorthin gekommen, lange schweigen, lange Zeit, bedrängt, sich winden und schließlich halber Stimme sagen: »Da habe ich gebetet.«